

Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



13. Fortsetzung

Wie oft kommen Jahre, wo von der Ernte wenig oder nichts verkauft werden kann. Woher nimmt dann der Bauer das bare Geld für die Hypothekarzinsen? So wachsen die Schulden von Jahr zu Jahr, und die Hoffnung, sie zu tilgen, wird immer geringer. Dort aber, wo die Zinsen bezahlt werden können, bleibt nur das Allernotwendigste für den täglichen Bedarf übrig. Der aussichtslose Kampf reibt die Menschen auf, macht sie stumpf und teilnahmslos. — Du hast keine Ahnung, mit wieviel Entbehrungen diese Sauberkeit erkämpft werden muss, wie diese blütenweisen Vorhänge hinter den Geranienstöcken ungezählte Male gestopft sind, die Bubenhosen, Mädchenröcke, Socken und Strümpfe immer wieder angestrickt und geflickt werden müssen! Kleine Kinder bedeuten für eine Familie keine Freude, keine Seligkeit, sondern neue Lasten und grössere Sorgen.

Annelies versank in Gedanken. Vor drei Wochen hatte sie dem Kindchen der Riedbäuerin, welche hinter dem «Biisluftbedli» auf der Terrasse des Tössmattenhorns einen kleinen Hof besass, Patin stehen müssen. In Unkenntnis der Gebräuche des Tales hatte sie kurzerhand dem Täufling dreihundert Franken geschenkt. Die guten Leute hatten bis jetzt ihre Fassung nicht wieder erlangt, dankten ihr, sobald sie ihrer ansichtig wurden, so überschwänglich, dass sie sich zu schämen begann und jeweils einen grossen Umweg machte, wenn sie auf den Feldern jemand vom Riedhofs sah. Als sie dem Hausvater einmal auf einem Kartoffelacker begegnet war, hatte er schüchtern gefragt, ob er wohl einen Teil des Geldes für den längst fälligen Hypothekarzins verwenden dürfe, dem Kindchen bleibe dann noch übergenuß. So stand es also? Sie grübelte den ganzen Sonntagnachmittag lang. Mama schickte ihr jeden Monat eine ansehnliche Summe, ohne Pauls Wissen. Annelies legte sie jeweils beiseite und hatte bis jetzt, abgesehen von jener Taufe, nichts davon gebraucht. Mit wieviel tausend Franken wäre diesen armen Leuten wohl geholfen? Sie getraute sich nicht, Paul zu fragen und ihn um Rat zu bitten. Aber mit dem Herrn Pfarrer wollte sie einmal darüber sprechen.

Engern Verkehr pflegten sie nur mit den Pfarrleuten und dem jungen Lehrer, dem keine Haare auf den Zähnen wachsen wollten. Die beiden Pädagogen erschienen des Abends oft bei den Neuvermählten, um Trio zu spielen. Jawohl, sie setzten sich nicht etwa zu einem Jass, einem «Bieter» oder «Bandur» hin; der Herr Pfarrer kam mit dem Cello, der Erzieher mit einer Geige und die Frau Pfarrer mit einer Strickarbeit unter dem Arm. Anneliesens Ohren, durch den

Vortrag erster Künstler verwöhnt, fanden den Genuss dieser Darbietungen ziemlich getrübt. Es lächerte sie manchmal so sehr, dass sie aufstehen und hinausgehen musste, um die begeistert Musizierenden nicht zu verletzten. Der Pfarrherr schabte gar so gottergeben auf seinem Cello herum! Der Lehrer aber, der war als Komponist seiner Sache natürlich gewachsen. Er fiedelte unentwegt drauflos, den Blick auf Anneliesens Schuhe — weiter getraute er sich nicht! — oder in die nächtliche Ferne gerichtet, traumentrückt, versunken, klangtrunken, begeistert. Manchmal sang er, trotz des aufgestützten Kinns, selbstvergessen mit. Dabei schlug er beständig mit seinem rechten Fusse den Takt. Die Stricknadeln der Frau Pfarrer klapperten. Annelies fand die Zeit gäbig zum Stopfen ihrer Seidenstrümpfe; hin und wieder fiel ihre hölzerne Stopfkugel mit lustig aufgeräumtem Knall zu Boden und rollte zwischen die Füsse der Spielenden. Paul sass am kleinen Flügel und griff mächtig in die Tasten. Er spielte genau so, wie er war: männlich, laut, leidenschaftlich, stürmte bald vorwärts, hielt zurück, aber er spielte am besten von den drei seltsamen Musikanten.

Manchmal liess sich Frau Pfarrer, eine herzlich gute, gemütvollere Person, eine jener Frauen, von denen man sich nicht vorstellen kann, dass sie jemals böse werden könnten, überreden, zu singen.

Eines Abends wurde Paul zu einem Kranken gerufen und empfahl Annelies die Betreuung des Klavierparts. Der Herr Pfarrer schmunzelte, der Herr Schulmeister schmunzelte. Dieser kleinen Frau wollten sie es aber zeigen! Das Schmunzeln verging aber sowohl dem Verkünder des Gotteswortes als auch dem Erzieher der hoffnungsvollen Tössmattener Jugend: Annelies spielte nämlich durchaus nicht falsch, o nein, sie spielte fehlerlos, taktfest. Nach der ersten Seite brach der Herr Pfarrer ab.

«Ich muss mein Instrument stimmen.»

Der Lehrer hielt das gleiche bei seiner Geige für notwendig. Also stimmten sie auf Tod und Leben. Aber es gab leider nichts zu stimmen, es stimmte schon. Wieder wurde begonnen.

«Alles tönt falsch!» stöhnte der Lehrer.

«Finde ich auch. Das liegt an deiner Geige!»

«Im Gegenteil! An deinem Cello!»

«Waass? Wie bitte?! Ich soll falsch spielen? Emilie! Spiele ich falsch?» fragte er die bessere Hälfte mit ihrem Strickstrumpf.

Sie drückte sich aber, eingeschüchtert durch diesen Ton, wie die Katze um den heissen Brei herum.

Als Paul Germann nach einer Stunde wieder erschien, war der Herr Pfarrer eben

daran, mit seiner Emilie zu den Klängen eines Strausswalzers auf Papa Ambergs Teppich aus Afghanistan herumzuhopsen.

«Dem sagt ihr Trio!»

Annelies brach ab und blickte schuldbeusst vor sich hin.

«Es ging einfach nicht», entschuldigte sie sich.

Von zwei Seiten wurde er bestürmt, keiner wollte die Schuld auf sich nehmen und schob die greulich falsche Kratzerei dem andern in die Schuhe. Schliesslich entschlossen sie sich, für Dr. Germann das Trio zu wiederholen. Und wie sie es wiederholten! Der Pfarrherr schabte, aber nicht mehr gottergeben, sondern aufgeregt und erbost, der Lehrer fiedelte, aber nicht unentwegt, sondern gereizt, unsicher. Germann konnte sich des hellen Lachens nicht erwehren, ob dem Ohrenschmaus und der Augenweide, die sich ihm boten.

«Jetzt weiss ich, an wem der Fehler liegt. An meiner Annelies. Sie spielt nämlich — viel zu leise.» —

Im Juli machte sich Paul Germann für vier Wochen frei.

«Wie ist das nun, kleine Frau: Kommst du mit mir, oder soll ich der Begleiter Annelies Ambergs sein?»

Sie verstand ihn sofort und erklärte ohne Umschweife, sie komme mit ihm, wohin er wolle, sie habe keine Sehnsucht nach der grossen Welt. Also fuhren sie ins Wallis, fanden dort, hoch, hoch über dem blauvioletten Tale, Unterkunft in einem bescheidenen Gasthause und genossen zusammen unter dem unendlich geschwungenen, lichtblauen Dom, zwischen himmelstürmenden Felshäuptern, starren Eisgipfeln und samtgrienen Matten, in flimmernder, tauiger Bergesnacht die schönsten Stunden ihrer Liebe. Annelies war von einer geradezu rührenden Anhänglichkeit, schritt schmiegsam und biegsam unermüdet neben dem Manne her, wohin er sie auch führen mochte, lachte, plauderte, schwieg, lauschte ungekränkt den Worten des Schulmeisters an ihrer Seite, wenn er versuchte, sie mit seiner Weltanschauung bekannt und vertraut zu machen, einer Weltanschauung, die derjenigen ihrer Gesellschaftskreise schroff und feindlich gegenüberstand. Und sie fand alles, was er sagte, richtig. Diese restlose Zähmung der Widerspenstigen wurde ihm manchmal beinahe unheimlich, bedrückte ihn. Stimmte sie ihm wohl gegen ihre Ueberzeugung bei, um ihn nicht zu reizen? Das wollte er nicht; es lag nicht in seiner Absicht, ihre eigenen Ansichten zu unterdrücken. Er sagte es ihr bei Gelegenheit. Daraufhin griff sie in sein Haar, drückte ihre Wange an sein rauhes, tiefgebräuntes Gesicht und meinte einfach:

«Als ob ich mich je mit Weltanschauung abgegeben hätte! Lass doch das Grübeln! Ich habe dich eben lieb. Was du sagst, ist darum richtig, was du tust, ist deshalb gut.»

Dem war nichts hinzuzufügen.

*

Annelies hob den Kopf aus wirrem Traum. Das Herz drohte ihr zu stocken: der Geist, der sie eben noch geängstigt hatte, der war leibhaftig in ihrem Zimmer, hüpfte auch hier auf und nieder, an dem Wandgetäfer, über die Bettdecke, sprang in ihre aufgerissenen Augen hinein. Grausiger Feuerschein, grelle Blitze, krachender Donner.



Die «Compagnia Risotto» an der Arbeit. Rechts der Lago Maggiore



Das Reissessen im Tessin

«P...» Sie brachte vor Entsetzen keinen Laut hervor. Zitternd tastete sie nach dem Knopf der Nachttischlampe. Kein Licht! Jäh flammte das Zimmer auf, und der nachfolgende Donner liess das Haus in den Grundfesten erbeben. Da sprang sie aus dem Bett, hinüber in das Zimmer ihres Gatten. Paul war fort! Voller Verzweiflung schrie sie seinen Namen, rief nach Fritz, der über das Wochenende zu ihnen gekommen war. Keine Antwort. Sie war ganz allein. Zaghaft trat sie ans Fenster und gewahrte nun, woher die Brandröte stammte: das Nebengebäude des Schönhaldebades, des «Biisluftbedlis», stand in Flammen. Der Feuerschein floss in breiten Strömen über die Tannenwipfel ins Tal hinunter, erhob sich in mächtiger Garbe in den gewittergepeitschten Himmel, und im Mittelpunkt loderte es gelb, rot schwarz, sprühte Funken, die der Föhnsturm talabwärts entführte. Wieder schoss blendende Helle auf die Erde nieder; ein schmetternder Donnerschlag folgte gleichzeitig. Annelies wankte zitternd ins Zimmer zurück und warf sich in das aufgeschlagene Bett.

Warum hatte sie weder das Feuerhorn noch den Fernsprecher vernommen? Oh, sie schlief viel zu gut, seit sie jeden Tag im Garten arbeiten musste. Warum hatte Paul sie allein gelassen, sie nicht geweckt? Zum ersten Male seit ihrer Verheiratung haderte ihr Herz mit dem Manne, nannte ihn rücksichtslos, lieblos. Er wusste doch, wie sehr sie sich vor Gewittern fürchtete! Und ganz besonders hier in diesem engen Tal, durch das der Sturmwind in jähren Stößen niederbrauste, in diesem Holzhaus... Aber er dachte nur an sich! Einerlei ob er als Feuerwehrmann oder als Arzt gerufen worden war — er hätte die Pflicht gehabt, sie zu wecken, mit sich zu nehmen oder zum mindesten dafür zu sorgen, dass der Hausbengel bei ihr blieb. Aber diesen Strick hatte er scheinbar mitgenommen! Sie, die Frau, wäre ihm im Wege gewesen! Dicht an ihrem Ohr schrillte es auf. Sie schrak zusammen. Ach so, der

(Fortsetzung auf Seite 10)

Es ist ein Brauch von alters her... Niemand kann genau sagen, seit wann diese volkstümliche, soziale, schöne Sitte eigentlich gilt. «Sempre» sagen die Tessiner. Auf jeden Fall ist es eine ansprechende Kombination von Gutes tun und iustig sein. Also, jeweils um die Fastnachtszeit wird in verschiedenen Tessiner Ortschaften, so in Bellinzona, Locarno, Ascona, Lugano usw. von der «Compagnia Risotto» auf öffentlichem Platz für die Bevölkerung Risotto mit Zugaben gekocht und an alle hungrigen Mäuler gratis abgegeben, zudem erhalten die Insassen von Spitälern, Anstalten und Heimen ebenfalls von diesem köstlichen Mahl.

Während des Krieges wurde an Stelle des fehlenden Reises eine gute Minestrone gekocht. Im vergangenen Jahr konnte Reis in Hülle und Fülle abgegeben werden, aber dieses Mal muss das Reissessen wieder reislos durchgeführt werden. Eine der schönsten Feiern wird jeweils auf der wunderbaren Piazza von Ascona durchgeführt. Einheimische und Fremde, über 1000 an der Zahl, versammeln sich zu gemeinsamem Tun, man isst und trinkt, schwatzt und hört der Musik zu (Brot und Wein sind ebenfalls gratis inbegriffen) und ist guter Dinge. Dieses Fastnachtsfest beendet den Winter und weist nach dem

Tessiner Humor. Aus dieser öffentlichen Ankündigung wird die gute Stimmung des Komitees und der Bevölkerung ersichtlich

kommenden Frühling hin. Jung und alt, arm und reich, alles freut sich an diesem wahrhaft volkstümlichen und zugleich nahrhaften Beisammensein. Am Nachmittag werden von der Jugend Wettkämpfe und Spiele ausgetragen, die Aeltern setzen sich in die Osterien, und am Abend ist überall Tanz- und Fastnachtsbetrieb.



Oben: Punkt 12 Uhr wird mit dem Austeilen des Essens begonnen. Aus vielen grossen Kesseln erhält ein jedes seine Portion

Links: Die Mutter Helene füttert ihren Sprössling Antonio. Herrlich duftet hier das Risotto